

Guten Abend, liebe Menschen aus Zollikon, liebe Gäste

Was bedeutet Ihnen der 1. August, der Schweizer Nationalfeiertag?

Ist der Tag für Sie mit schönen Kindheitserinnerungen verbunden?

Und wie feiern Sie den Tag heute? Sind Sie Stammgast an einer offiziellen 1.-August-Feier wie heute – oder ist das heute für Sie eine Premiere?

Perhaps you haven't lived in Switzerland for very long and are attending a 1st of August celebration for the first time?

Wenn Sie keinen Schweizer Pass besitzen: Fühlen Sie sich trotzdem angesprochen vom Schweizer Nationalfeiertag?

So oder so freue ich mich, Sie heute zu dieser Feier begrüßen zu dürfen.

Ich habe schöne Erinnerungen an den 1. August. Als Kind habe ich den Tag meistens in den Bergen erlebt. Meine Familie kommt aus dem Engadin und wir haben die Sommerferien in Pontresina verbracht. Wenn das Wetter schön war, gingen wir am 1. August grillieren. Wenn es dunkel wurde, haben wir Laternen angezündet und die Feuerwerke im Tal und die Höhenfeuer am Berg bewundert.

Seit ich erwachsen bin, ist der 1. August für mich auch ein Tag, an dem ich darüber nachdenke, was es bedeutet, in der Schweiz geboren zu sein – und wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich in einem anderen Land, auf einem anderen Kontinent, auf die Welt gekommen wäre – und nicht in einem der reichsten Länder der Welt, wo ein Leben in Frieden und Sicherheit eine Selbstverständlichkeit ist.

Heute möchte ich Ihnen von einer Begegnung mit einem Menschen erzählen, der dieses Privileg nicht hatte.

Ich möchte meiner Ansprache ein Zitat eines berühmten Zollikers voranstellen: dem Schriftsteller Adolf Muschg.

Adolf Muschg ist ja Bürger von Zollikon, er ist hier geboren und aufgewachsen – aber er ist auch weit gereist und hat lange in Japan gelebt.

In seinem Werk hat er sich intensiv damit auseinandergesetzt, was es heißt, „fremd“ zu sein – und er hat am eigenen Leib erfahren, dass das Fremdsein durchaus auch seine positiven Seiten hat.

Das Zitat von Adolf Muschg, das ich für den heutigen Tag ausgesucht habe, hat mir eine Freundin vor 15 Jahren auf einer Postkarte geschenkt, und es begleitet mich seither.

Ich habe die Postkarte an meinem Schreibtisch aufgestellt und schaue immer wieder darauf, wenn ich beim Arbeiten eine Pause mache.

Adolf Muschg denkt in dem Zitat über die Liebe nach – und über das Fremdsein. Er schreibt:

„Die Liebe ist eine lebensrettende Zumutung, eine Lizenz für das Fremde, das man nicht abstößt, sondern integriert – und sich dabei selbst verwandelt.“

Zugegeben: Das Zitat klingt, wenn man es zum ersten Mal hört, etwas kompliziert.

Aber mir gefällt es, weil Muschg die Liebe nicht idealisiert oder romantisiert, ganz im Gegenteil:

Die Liebe sei nicht etwa „das schönste Gefühl der Welt“, sondern eine „Zumutung“, sagt Adolf Muschg – wenn auch eine „lebensrettende“.

Für Adolf Muschg hat die Liebe also nichts damit zu tun, einen Seelenverwandten zu finden, jemanden, der möglichst gleich ist wie man selbst, sondern jemanden, der eben genau anders ist, fremd.

Jemand, der uns herausfordert, weil er uns zwingt, uns mit einer anderen Perspektive auseinanderzusetzen und dabei unsere eigene zu hinterfragen.

Liebe als ultimative Kraft also, die uns hilft, das Fremde zu akzeptieren und uns dadurch selbst zu verändern.

Das Zitat von Adolf Muschg lässt sich nicht nur auf die Liebe im klassischen Sinn anwenden, sondern auf menschliche Beziehungen ganz allgemein:

Jede Begegnung kann Fremdheitsgefühle auslösen – und jede Begegnung hat das Potenzial, eine Veränderung in uns auszulösen.

Am deutlichsten habe ich das in der Begegnung mit einem jungen Mann aus Eritrea erlebt, den ich vor 10 Jahren in Zollikon kennengelernt habe.

Der Sommer 2015 ist als Flüchtlingssommer in die Geschichte eingegangen.

Sie erinnern sich sicher an den berühmten Ausspruch von Angela Merkel: „Wir schaffen das.“

Auch in Zollikon sind damals viele Menschen angekommen, die vor Krieg und Elend in unser Dorf geflüchtet sind.

Und auch in Zollikon haben viele Einheimische gesagt: „Wir schaffen das. Wir wollen die Menschen willkommen heißen und ihnen das Gefühl geben, dass sie hier in Sicherheit sind.“

Die Kirchgemeinde hat Sprachkurse organisiert und auch wir im Althus haben überlegt, wie wir helfen können.

Wir haben uns auf die Tradition des Kafi-Restaurants Althus besonnen und ein Begegnungscafé für die Geflüchteten und die Nachbarschaft organisiert.

An einem Sonntagnachmittag im Herbst 2015 haben wir Kaffee, Tee und Kuchen serviert. Das ehemalige Restaurant Althus füllte sich: Einige neugierige Nachbar*innen kamen und ein gutes Dutzend Männer und Frauen aus Ländern, von denen wir knapp wussten, auf welchem Kontinent sie liegen – wie Afghanistan, Syrien und Eritrea.

Sie waren erst seit ein paar Wochen in der Schweiz und wohnten im provisorischen Durchgangszentrum im Souterrain der Schule Buechholz.

Keiner von ihnen konnte Deutsch, viele auch nur ein paar Brocken Englisch – wir haben uns mit Händen und Füßen verständigt und dabei auch viel gelacht. Warum sie von zu Hause weggegangen sind und was sie auf der langen Reise in die Schweiz erlebt haben, war an diesem Nachmittag kein Thema.

Einer dieser jungen Männer, der 21-jährige Million aus Eritrea, fiel uns besonders auf. Er war sehr aufmerksam, packte sofort in der Küche mit an und hatte auch sofort einen Draht zu den Kindern.

Wir luden ihn deshalb für einen der kommenden Sonntage ein, an denen wir als WG gemeinsam im Garten arbeiten. Million half mit, und beim Mittagessen erfuhren wir etwas mehr über ihn:

Dass er in seinem Heimatland studiert und Zukunftsträume gehabt habe. Wie er unter der brutalen Diktatur, die dort herrscht, litt. Dass er sich gegen die Unterdrückung wehrte und die politische Situation ihn dazu zwang, das Land zu verlassen. Wie er über den Sudan, Libyen und das Mittelmeer schließlich in die Schweiz kam.

Million erzählte uns auch, dass er in der Schweiz gern weiterstudiert hätte, aber als Asylbewerber ohne Deutschkenntnisse war das aussichtslos. Im Schlafsaal mit vielen anderen Geflüchteten hätte er sowieso keine Ruhe zum Lernen gefunden.

All das erfuhren wir bei Kaffee und Kuchen am WG-Tisch.

Mir ging es an diesem Nachmittag nicht so gut, ich hatte Liebeskummer. Mit meiner damaligen Freundin lief es nicht gut, wir befanden uns in einem schmerzhaften Trennungsprozess.

Das merkte Million. Er sprach mich darauf an, dass ich traurig aussehe, und ich schüttete ihm mein Herz aus. Dass ihm das, was ich ihm erzählte – meinen Liebeskummer wegen einer Frau – sehr fremd war, liess er sich nicht anmerken. Er war einfach da und hörte zu.

Million wurde zum regelmäßigen Gast in unserer Wohngemeinschaft. Wir haben ihn beim Deutschlernen unterstützt – und er lernte in kürzester Zeit fließend Hochdeutsch und dann auch Schweizerdeutsch. Wir standen ihm bei, als er für die Befragung beim Bundesamt für Migration nach Bern reisen musste. Wir fieberten mit ihm, als er anschließend monatelang auf den Bescheid wartete, ob er bleiben darf – und feierten, als er endlich als Flüchtling anerkannt wurde. Wir haben ihn bei seiner Bewerbung an der Fachhochschule unterstützt, wo er Umwelttechnik studierte und schließlich erfolgreich abschloss.

Als bei uns im Althus ein Zimmer frei wurde, fragten wir Million, ob er bei uns wohnen möchte – und er sagte ja.

Das Zusammenleben mit Million war für uns alle ein Glückfall:

Mit seiner aufmerksamen, mitfühlenden Art brachte er eine neue Wärme in unsere Wohngemeinschaft. Für die Kinder wurde er zu einem älteren Bruder, und sie erfuhren, dass nicht alle das Glück haben, in der Schweiz auf die Welt zu kommen, in einem Land, in dem eine gute Schulbildung selbstverständlich ist und niemand ins Gefängnis kommt, weil er die Regierung kritisiert.

Auch für uns Erwachsene wurde Million zum Familienmitglied. Wir feierten Weihnachten zusammen, gingen wandern und assen eritreisches Fladenbrot mit verschiedenen Soßen.

Ich staunte immer wieder, wie mühelos sich Million in unseren WG-Alltag einfügte, wie schnell er kochen lernte – etwas, das in seiner Heimat den Frauen vorbehalten ist – und wie gut er sich an WG-Sitzungen zurecht fand, bei denen man auch über die eigenen Gefühle redet – etwas, das ihm bis dahin sehr fremd war.

Nach fünf Jahren zog Million aus – genauso wie andere junge Erwachsene ihr Elternhaus verlassen. Er kommt regelmäßig zurück ins Althus, in unsere WG, wie ein erwachsener Sohn.

Mittlerweile ist er 31 Jahre alt und lebt in Bern. Er hat eine Stelle als Energieingenieur bei den Bernischen Kraftwerken und ist gerade mit seiner Partnerin zusammengezogen.

Erst vor kurzem, bei einem seiner Besuche, habe ich realisiert, wie sehr Adolf Muschgs Satz auf Millions Erfahrung mit uns im Althus trifft:

„Die Liebe ist eine lebensrettende Zumutung, eine Lizenz für das Fremde, das man nicht abstößt, sondern integriert – und sich dabei selbst verwandelt.“

Als Million vor kurzem nämlich wieder einmal im Althus am Mittagstisch saß, erinnerten wir uns gemeinsam an unsere erste Begegnung – damals vor zehn Jahren, als wir im Althus die Gaststube für die Menschen aus der Flüchtlingsunterkunft öffneten.

Million erzählte uns, dass er sich sehr gefreut habe, uns kennenzulernen. Mit uns hat er nach seiner jahrelangen Flucht endlich einen Ort und Menschen gefunden, wo er sich wohlfühlen konnte. Menschen, die ihm geholfen haben, sich in Zollikon und in der Schweiz zurechtzufinden.

Als ich ihm jedoch von meinem Trennungsschmerz von meiner damaligen Freundin erzählte und er erfuhr, dass im Althus noch weitere homosexuelle Menschen leben, sei er vor Schreck fast gestorben, erzählte Million:

„Ich habe von diesen Menschen Essen angenommen! In Eritrea lernt man von klein auf, dass Homosexualität eine Sünde ist, das Abartigste, was man machen kann. In der Schule waren sogar einmal Polizisten im Klassenzimmer und haben uns gedroht: Wer so etwas macht, kommt ins Gefängnis. Nach dem Besuch bei euch im Althus ist es mir schlecht geworden und ich habe mich gefragt, ob ich jetzt auch schwul werde, ob das ansteckend ist.“

Das alles hat uns Million also erst vor kurzem erzählt.

Da ist mir erst bewusst geworden, in welcher Not er damals vor 10 Jahren war: hin- und hergerissen zwischen seiner Sympathie für die Menschen, die er da gerade kennengelernt hatte, und ihrer Lebensform, die gemäß seiner Erziehung die schlimmste Sünde war, die es auf dieser Welt gibt.

Seine Not, sein Hin- und Hergerissensein hat er damals vor 10 Jahren nicht mit uns geteilt. Ich ahnte nichts davon, als er mich im Liebeskummer wegen einer Frau tröstete.

Heute staune ich, dass Millions Sympathie für uns, die für ihn fremden Menschen im Althus, offenbar so groß war, dass er sich darauf einliess, seine eigenen Überzeugungen zu hinterfragen.

„Die Liebe ist eine lebensrettende Zumutung, eine Lizenz für das Fremde, das man für einmal nicht abstößt, sondern integriert – und sich dabei selbst verwandelt.“

Million ist gelungen, was Adolf Muschg fordert: Er hat das Fremde nicht abgestoßen, sondern die Begegnung mit uns zum Anlass genommen, seine eigenen Vorstellungen zu hinterfragen – und sich dabei selbst zu verwandeln.

Heute ist er der Erste, der Frauen und homosexuelle Menschen verteidigt, wenn jemand einen dummen Spruch macht.

Die Geschichte hat aber noch eine weitere Wendung. Nicht nur Million hat sich durch unsere Begegnung verändert – auch ich habe mich weiterentwickelt.

Ich begegne immer wieder Jugendlichen, die Menschen wie mich verurteilen. Menschen, die meine Lebensweise für eine schlimme Sünde halten.

Früher habe ich diese jungen Leute auch verurteilt. Ich habe mich von ihnen abgewandt. Vielleicht hätte ich mich auch von Million abgewandt, wenn ich gewusst hätte, wie abartig er Menschen wie mich findet.

Heute verstehe ich besser, wie man zu solch einer Haltung kommen kann – und was es mit einem macht, wenn man von klein auf eingetrichtert bekommt, dass gewisse Arten zu lieben okay sind und andere nicht.

Million hat mich zutiefst beeindruckt. Seit ich ihn kenne, versuche ich offener zu sein, wenn mir jemand begegnet, der mir auf den ersten Blick fremd ist – egal, ob das eine Frau mit Kopftuch ist oder jemand mit einer anderen politischen Einstellung.

Mein erster Impuls wäre, dieser Person aus dem Weg zu gehen – aus Sorge, dass wir uns nicht verstehen, dass unsere Differenzen zu groß sind.

Heute versuche ich, dem Impuls nicht zu folgen, sondern offen auf die Person zuzugehen – und das zu suchen, was uns verbindet, anstatt das, was uns unterscheidet.

Warum erzähle ich Ihnen diese Geschichte ausgerechnet am Schweizer Nationalfeiertag?

Weil heute auch um gesellschaftlichen Zusammenhalt geht. Darum, einander zuzuhören und zu verstehen. Und ich würde mir in diesen Zeiten, in denen wir immer schneller verurteilen und das Zuhören immer schwieriger wird, mehr Menschen wie Million wünschen.

Vielleicht haben auch Sie eine solche Erfahrung gemacht, bei der die Liebe oder die Freundschaft zu einem anderen Menschen Sie verwandelt hat. Oder vielleicht sind Sie neugierig geworden, so eine Erfahrung zu machen.

„Die Liebe ist eine lebensrettende Zumutung, eine Lizenz für das Fremde, das man nicht abstößt, sondern integriert – und sich dabei selbst verwandelt.“

Ich wünsche Ihnen einen schönen 1. August.